

Morgenandachten auf Bremen Zwei

Von Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst (31. Januar bis 6. Februar)

Sonntag, 31. Januar

Die Liebe in meinem Leben

Sie habe die Liebe ihres Lebens gefunden, sagt Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst. Sie denkt über Menschen nach, die auch in den schweren Zeiten der Corona-Pandemie für sie das sind.

Normalerweise liebe ich die ersten Tage im Neuen Jahr. Hoffnungsvoll schaue ich auf das, was sein könnte. Ich schmiede Pläne, schreibe Listen und denke an all das, was ich in den kommenden Monaten tun könnte. Ich bin euphorisiert und stehe regelrecht unter Strom, denn ein neues Jahr ist wie ein leeres Blatt, das darauf wartet, beschrieben zu werden.

2021 hingegen...nun, was soll ich sagen...!? Das neue Jahr beginnt, wie 2020 endete: mit großer Unsicherheit. Schon komisch, dass etwas so Kleines wie ein Virus unsere ganze Welt aus den Angeln heben kann. Seit März letzten Jahres besteht mein Alltag darin, umzuplanen, Alternativen zu entwickeln, sie wieder zu verwerfen und Termine abzusagen. Es schlaucht und kostet Energie. Und leider scheint noch immer kein Ende in Sicht.

Jede und jeder von uns hatte in den vergangenen Monaten sein ganz eigenes Päckchen zu tragen und die Herausforderungen, vor die Corona uns stellt, bewältigen müssen. Für mich persönlich war und ist es das Alleinsein. Ich bin Single und eigentlich ist das für mich auch ok. Sicher, wünschen würde ich mir etwas Anderes, aber ich kann nicht behaupten, dass es mir damit schlecht geht. Und dennoch schmerzt es dann und wann, wenn ich in meine leere Wohnung komme, dass Keiner da ist, der auf mich wartet. Sich alleine zu beschäftigen und auf Abstand zu anderen zu gehen, ist schwer.

So habe ich, um mir die Zeit zu vertreiben, Streamingdienste genutzt und eine alte Serie wieder neu für mich entdeckt. Mit Anfang 20 habe ich das erste Mal Carrie, Samantha, Miranda und Charlotte dabei zugesehen, wie sie cocktailschlüpfend das New Yorker Nachtleben unsicher machten. Die Welt von „Sex and the City“ hätte für mich nicht weiter entfernt sein können. Mittlerweile aber bin ich 32 und die damals noch so absurd scheinende Suche nach Mr. Right wird auch für mich immer drängender. Ich will auf Dauer nicht alleine bleiben, aber mit Corona gestaltet sich auch das als schwierig.

Im Grunde bin ich wie Carrie Bradshaw. Zugegeben: Ich trage weder Kleidergröße 32 noch Cocktailkleider oder High Heels, aber eines verbindet mich und die Hauptdarstellerin: beide suchen wir unermüdlich nach Liebe in unserem Leben. Bis zum Ende von Staffel 6 verschenkt Carrie immer wieder ihr Herz, stürzt sich in Liebesabenteuer und Beziehungen. Und natürlich, wie sollte es anders sein, bekommt sie am Ende ihren Mr. Big. Aber, und das ist wirklich großartig an dieser Serie, Carrie findet eigentlich schon viel früher die große Liebe. Und zwar in ihren Freundinnen. Sie sind immer für sie da und gehen mit ihr durch dick und dünn.

Das hat mich nachdenklich gestimmt, und ich durfte feststellen, auch ich habe sie im Grunde schon, die Liebe in meinem Leben. Ich bin gewiss, dass Gott auch mir etwas oder besser gesagt jemanden an die Seite gestellt hat, der mich durch diese schweren Tage begleitet. Es war für mich zuerst nicht zu erkennen, aber ich weiß nun, dass dies meine Freundinnen sind. Alte wie Neue, die mir zuhören, mich

aufbauen, mich trösten und einfach da sind, selbst wenn das zurzeit nur am Telefon und teilweise über mehrere Kilometer hinweg möglich ist.

Ich danke dir Gott, dass ich dieses unsichere 2021 nicht alleine angehen muss. Tausend Dank für all die wunderbaren Freundinnen in meinem Leben. Halten wir an diesen Menschen fest und an der Liebe, die sie uns schenken!

Montag, 1. Februar

Die beste Version von dir

Aus einer negativen Erfahrung heraus hat Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst eine Entscheidung getroffen – und zugleich eine wichtige Lektion gelernt: Hör nicht auf andere, hör nur auf Dich selbst.

Es ist gefährlich, auf das zu hören, was andere sagen, vor allem, wenn es um dich geht. Denn nicht immer bringt es dich dorthin, wo du hingehörst. Klingt komisch? Ich weiß. Und doch ist es so wahr. Ich selbst bin das beste Beispiel dafür.

Vor ein paar Jahren noch war ich als Gemeindereferentin in einer Kirchengemeinde tätig. Und eigentlich dachte ich: Das ist das Richtige für mich. Ich war mir sicher, dass Gott genau diesen Weg für mich vorgesehen hatte. Mein Aufgabenbereich war die Jugendarbeit – und wer mich kennt, weiß, dass ich genau dafür brenne! Mit und für junge Menschen zu arbeiten, das macht mich unendlich glücklich. Auf meiner vorherigen Stelle war das leider irgendwann nicht mehr so.

Ich konnte nicht genau festmachen, ab wann das so war, geschweige denn, warum, aber ich wurde von Tag zu Tag unzufriedener. Irgendwie fiel es mir zusehends schwer, meine Aufgaben zu erfüllen. Nicht, weil ich es nicht gekonnt hätte, aber irgendetwas passte einfach nicht. Nichts schien mehr zu funktionieren. Und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ich einfach alles falsch machte. Und es ist schwer das zuzugeben, aber ja, dem war auch so. Denn ich war falsch. Zu dieser Zeit und an diesem Ort.

Ich hatte mich selbst verloren. Oder um es treffender zu formulieren: Ich habe versucht, Rollen zu spielen. Ich bin damals die Nachfolge einer Kollegin angetreten, die sehr verehrt wurde. Sie war enorm wichtig für die Jugendlichen. Sie sind mit ihr groß geworden und sahen zu ihr auf. Ich hingegen konnte mich auf den Kopf stellen – alles was ich tat, war einfach nicht richtig. Nie konnte ich die Jugendlichen vollends zufrieden stellen. Immer gab es irgendetwas zu meckern. Und warum? Weil ich sein wollte wie meine Kollegin. Ich wollte den Erwartungen an mich gerecht werden. Und je mehr ich es versuchte und je mehr ich davon abrückte, was ich als richtig empfand, umso schlimmer wurde es. Bis zu dem Zeitpunkt, als mir jemand sagte, dass ich wohl für das, was ich da tue, nicht berufen sei. Wow. Das saß. Und es tat weh.

Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl, zu glauben, nicht genug zu sein. Zu glauben, dass diese Aussage vielleicht doch wahr sein könnte - dass ich eben nicht von Gott berufen sei, um seine Botschaft zu den Menschen zu bringen. Ich war überfordert. Ich fühlte mich einsam, missverstanden, und ich zweifelte an mir, meinen Kompetenzen und natürlich an meinem Auftrag. Schließlich entschied ich mich, zu gehen. Und zunächst fühlte es sich an wie eine Flucht.

Doch das war es nicht. Nach Bremen zu ziehen und Dekanatsjugendreferentin zu sein, war die beste Entscheidung überhaupt. Hier in Bremen ist der Ort, an den ich gehöre. Hier bin ich angekommen. Zu gehen war rückblickend betrachtet der bewusste Entschluss, endlich wieder ich zu sein. Und würde es heute einer wagen, mir zu sagen, ich sei nicht berufen, ...nun, das überlasse ich mal deiner Fantasie.

Ich glaube, diese Erkenntnis ist eine der bisher wichtigsten Lektionen, die ich lernen musste oder durfte. Hör nicht auf andere, hör nur auf dich selbst. Die anderen wissen nicht immer, wer du bist oder was gut für dich ist. Sei ganz bei dir. Egal, wie sehr du kämpfen musst oder damit auch auf die Nase fliegen magst. Lass dich nicht verbiegen. Bleibe dir treu. Und ich bin überzeugt davon, dass auch du von Gott berufen bist. Nämlich dazu, du zu sein. Und das ist, so meine ich, die beste Version von dir!

Dienstag, 2. Februar

Du kannst. Ende der Geschichte.

Laufen und beten haben etwas gemeinsam, meint Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst. Sie stellt fest: Wir können auch im eingeschränkten Alltag entscheiden, wie wir mit unserer Zeit umgehen.

Liebe Mitarbeiterin des Verdener Sportbekleidung-Fachgeschäfts! Ich weiß nicht, ob Sie überhaupt Bremen Zwei und geschweige denn diese Andacht hören, aber ich habe Ihnen etwas mitzuteilen. Sicherlich war Ihnen nicht bewusst, was Sie mir antaten, als Sie mir dieses eine Paar Laufschuhe andrehten. Sie sagten, dass es damit sehr angenehm sei, joggen zu gehen. Und ich habe Ihnen geglaubt. Und jetzt? Jetzt setze ich mich unter Druck, um nicht zu sagen, quäle ich mich selbst. Sie haben es geschafft. Ich bin süchtig: süchtig nach Kilometern! Immer wenn ich nicht joggen kann, weil es draußen regnet oder schon dunkel ist, wenn ich von der Arbeit komme, bin ich mittlerweile wirklich traurig. Denn, und das war vorher für mich unvorstellbar, joggen macht mich glücklich.

Es klingt total verrückt, aber Laufen ist mein neues Hobby. Ich bin im März letzten Jahres damit angefangen, im ersten Lockdown. Ich war wie viele andere im angeordneten Homeoffice. Obschon ich auch weiterhin gearbeitet habe, war mein Alltag entschleunigt. Ruhiger als sonst. Auch der Tag hatte irgendwie mehr Stunden. Es dauerte nicht lange, und ich fühlte mich unausgeglichen, faul. Zuweilen sogar antriebslos. Also bin ich mit dem Laufen angefangen. Erst nur vier oder mal fünf Kilometer. Ganz langsam und eben in meinem Tempo, das fairerweise mehr dem einer Schildkröte glich, aber: Ich habe mich bewegt. Und irgendwann hat es angefangen, Spaß zu machen. Ich habe mich morgens schon auf den Nachmittag gefreut, weil ich wusste, dass ich dann wieder wortwörtlich ins Schwitzen kommen würde. Ich sehe nämlich schon nach ein paar Metern aus, als hätte ich einen Halbmarathon hinter mir.

Egal, das Laufen tut mir gut. Nicht nur in sportlicher Hinsicht. Auch gesundheitlich gesehen bringt es mich auf Trab. Ich habe seit einigen Jahren allergisches Asthma und damit leider mittlerweile immer öfter zu kämpfen. Aber, wenn ich laufe, passiert etwas Seltsames: ich kann so tief Luft holen, wie es sonst nicht geht. Nach ein paar Kilometern kann ich sogar so ruhig und gleichmäßig atmen, als würde ich spazieren gehen. Schräg. Ich weiß. Ich würde sogar fast so weit gehen zu sagen, dass das Laufen für mich ist, als würde ich beten. Wie auch das Gebet macht es mich frei. In jeder Hinsicht. Die Atmung, den Kopf, alle negativen Gefühle werden von mir genommen– es ist ein berauschendes Gefühl.

Als ich nun auch noch die neuen Schuhe und meine Lauf-Playlist erstellt hatte, war es um mich geschehen. Nach den ständigen fünf, schaffte ich irgendwann sieben, dann acht und schließlich ganze 10 Kilometer! Dieser Moment, wenn du auf deinen Schrittzähler schaust und die Zahl 10 dort steht, ist unbeschreibbar. Es erfüllt einen mit unbändigem Stolz – immerhin hast du knapp 90 Kilogramm über diese Distanz geschleppt. Vor allem aber hast du etwas geschafft, für das du ganz alleine verantwortlich bist.

Solche Erfahrungen sind unendlich wichtig. Vor allem jetzt in dieser Zeit, in der wir auf uns selbst zurückgeworfen sind. In der wir uns in unserem Alltag als eingeschränkt erfahren, die zahlreichen Ablenkungen fehlen und wir den Kontakt zu anderen schmerzlich vermissen. Wir begreifen, dass nicht immer wir es sind, die es in der Hand haben. Worüber wir aber verfügen können, das ist, wie wir mit dieser Zeit umgehen, mit welcher Form des Gebets wir die kommenden Wochen ausfüllen.

Ja, es ist schwer. Aber ich weiß auch: Du kannst. Ende der Geschichte.

Mittwoch, 3. Februar

Ich tue es einfach überall!

Es ist die beste Art der Seelsorge – und wurde das gefährlichste Hobby der Welt. Das sagt Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst über das Singen. Es hilft ihr, die Beziehung zu Gott nicht einrosten zu lassen.

Wenn ich mich recht entsinne, habe ich es eigentlich schon überall getan: im Büro, in der Dusche, im Auto, sogar in der Kirche und ja, auch in der Öffentlichkeit. Um ehrlich zu sein, habe ich es sogar schon getan, als ich noch ein Kind war: Solange ich zurückdenken kann, singe ich. Es ist die eine Sache, die untrennbar mit mir verbunden scheint. Ohne geht es nicht. Schon meine Großmutter nannte mich ihr kleines Singvögelchen, weil ich einfach nicht still und stumm dasetzen konnte. Ständig sang, summete und trällerte ich vor mich hin. Vielleicht nicht immer korrekt intoniert, aber dafür stets mit ganzem Herzen dabei.

Je älter ich wurde, desto mehr Freude entwickelte ich am Singen und desto häufiger wurde mir zurückgemeldet, dass ich auch ein gewisses Talent zu haben scheine. Ich machte nämlich keinen Hehl aus meiner Leidenschaft. Im Gegenteil, ich nutzte jede Gelegenheit (auch ungefragt), um mich und mein Talent zu präsentieren. Ich muss gestehen: Das hat sich auch bis heute nicht wirklich geändert.

Natürlich brauchen Sängerinnen und Sänger einen gewissen Hang zur Selbstdarstellung. Warum so ein Können auch verbergen? Natürlich aber geht es für mich beim Singen umso viel mehr, als mich selbst auf einer Bühne präsentieren zu können. Singen ist für mich wie Atmen: es ist lebensnotwendig. Es hilft mir dabei, mich auszudrücken und meine Gefühle zu kanalisieren. Kaum etwas Anderes macht mich so glücklich. Es ist ein Geschenk. Kann ich singen, fühle ich mich leicht und schlicht zufrieden mit mir und der Welt. Und es stiftet Beziehung. Egal, ob ich solistisch oder in einem Chor singe, Musik mache ich in der Regel nicht allein, in meinem Fall schon aufgrund dessen, dass ich kein Instrument spielen kann.

Bereits Augustinus sagte: „Wer singt, betet doppelt!“. Auf mich trifft das uneingeschränkt zu. Ich bin ehrlich, mit meinem Chor, den *Voices of Worship*, zu singen, gibt mir mehr als so mancher Sonntagsgottesdienst. Wenn unsere Stimmen sich zu einem großen Ganzen verbinden, Harmonien entstehen und wir dieser grandiose *voices-sound* entsteht, dann bin ich Gott so viel näher, als ich es sonst nicht zu sein vermag. Für mich ist es die beste Art ihn zu loben, zu ihm zu beten und meine Sorgen bei ihm abladen zu können. Denn im Chor singen zu können, ist die beste Art der Seelsorge, die ich mir vorstellen kann. Ich wäre schön blöd, würde ich darauf verzichten.

Doch leider musste ich in den letzten Monaten genau das tun, denn Singen war auf einmal das gefährlichste Hobby der Welt. Und natürlich habe ich eingesehen, dass es nur Sinn macht, auf Chorproben zu verzichten. Ich könnte es nicht verantworten, nicht nur mich selbst, sondern auch andere wissentlich in Gefahr zu bringen. Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie schwer mir das gefallen ist und immer noch fällt. Ohne etwas für mich so Essentielles auskommen zu müssen, ist eine harte Prüfung. Vieles geht mittlerweile digital, aber singen per Videokonferenz? Furchtbar, einfach furchtbar. Eine Lösung für dieses Problem ist auch noch lange nicht in Sicht.

Ich fürchte, ich muss mich damit abfinden, dass zumindest das Singen in Gemeinschaft derzeit nicht geht. Es ist eben, wie es ist. Ich singe mittlerweile so viel es geht nur für mich selbst. Das ist nicht unbedingt das, was ich mir wünsche, aber es hilft mir dabei, dass sowohl meine Stimme als auch meine

Beziehung zu Gott nicht einrosten. Ich sehe es so: Statt der anderen Chormitglieder dürfen sich jetzt meine Nachbarn über ein Privatkonzert freuen.

Und das ist doch immerhin schon etwas, oder nicht?

Donnerstag, 4. Februar

Der Glaube - mein „Do it yourself“- Projekt

Ihre Beziehung zu Gott hat Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst in Musik oder Begegnung gefunden. Wegen Corona braucht sie in der nächsten Zeit etwas Anderes, um die Verbindung nicht zu verlieren.

Es ist erstaunlich. Egal, wo ich derzeit hinschaue, ob im Fernsehen, im Internet oder auch im Radio, immer berichtet irgendjemand davon, was er seit Beginn der Pandemie Neues kann. Es wird gekocht, gebacken, Bier gebraut, fermentiert und eingemacht, gestrickt und genäht. So mancher lernt ein Instrument zu spielen, ein anderer wiederum baut dieses gleich selbst, da er bisher ungeahnte handwerkliche Fähigkeiten an sich entdeckt. Überall packen die Menschen es an. Ein „Do it yourself“-Projekt folgt dem andern.

Wenn ich ehrlich bin, macht mich dieser Tatendrang zuweilen etwas neidisch. Ich kann nichts dergleichen vorweisen. Und so manches Mal macht es mich auch traurig, auf die Frage hin „*Und was hast du neues in der Corona-Zeit gelernt?*“ mit „*Nichts*“ antworten zu müssen. Natürlich würde auch ich nur zu gern das ein oder andere von dem eben genannten ausprobieren. Aber ich tue es nicht. Mir fehlt leider die nötige Motivation dazu. Immer wenn ich denke, ich könnte doch auch mal die Stricknadel schwingen oder endlich den zum Geburtstag geschenkten Akkubohrer ausprobieren – siegt der innere Schweinehund oder die Netflix-Taste auf meiner Fernbedienung. Im Grunde ist das auch nicht schlimm. Die Zeit, um diese Dinge zu tun oder auch eben nicht, wird schon noch kommen. Zugleich scheint es momentan eine Art Wettbewerb um das beste neue Hobby zu geben – ein Wettbewerb, für den ich mich schon jetzt als disqualifiziert betrachte.

Wenn ich so überlege, ist eigentlich meine Arbeit als Jugendbildungsreferentin DAS „Do it yourself“-Projekt überhaupt. Kaum eine andere Tätigkeit verlangt mir mehr Kreativität und handwerkliches Können ab – nur eben auf einer anderen Ebene. Immer geht es darum, für die jungen Menschen das passende Angebot zu schaffen. Bloß ist das in diesen Zeiten, in denen man sich nicht treffen darf, nicht besonders leicht. Mir fehlen diese Aktionen. Mir fehlen die jungen Menschen. Und insbesondere fehlen mir die Gelegenheiten, auch spirituell mit diesen unterwegs sein zu können. Wie etwa bei der Fahrt mit Bremer Jugendlichen nach Taizé, den Kar- und Ostertagen auf Langeoog, die Gottesdienste auf den Gruppenleitergrundkursen und natürlich die Feier der Jugendvesper. Alle aufgrund von Corona abgesagt.

Eine wesentliche Quelle meiner Spiritualität ist, den Glauben an Gott in Gemeinschaft erleben und feiern zu dürfen. Auch wenn in der Regel ich es bin, die die Gottesdienste vorbereitet oder die Impulse gibt, so tue ich dies mindestens genauso sehr für mich selbst wie für die anderen. Der Glaube ist nämlich nichts, das im luftleeren Raum existieren könnte. Er beschränkt sich nicht nur auf sich selbst. Der Glaube lebt von und durch die Beziehung zu anderen. Jetzt, wo das fehlt oder digital nur schwer aufzufangen ist, ist es ehrlich schwer für mich, meinem Glauben Nahrung zu geben. Mein Glaube ist mehr Gefühl als Verstand. Ich war noch nie diejenige, die stundenlang in der Bibel liest oder sich mit theologischen Fragestellungen befasst. Ich habe meine Beziehung zu Gott schon immer eher in der Musik oder in der Begegnung gefunden. Für mich zählt nicht nur das Warum, sondern vor allem das „Mit wem?“.

Ich bin zu dem Entschluss gelangt, dass ich in den kommenden Wochen etwas Anderes brauchen werde, um meine Verbindung zu Gott nicht zu verlieren. Was das sein kann oder in welcher Form, das

weiß ich ehrlich gestanden auch noch nicht. Aber ich bin mir sicher, ich werde eine Lösung finden. So ist neben meinem Beruf nun auch meine Spiritualität ein DIY-Projekt. Wenn ich es mir recht überlege, dann ist das nun wirklich nicht „Nichts!“

Freitag, 5. Februar

Je älter, desto besser!

Ihre Eltern haben sie auf das praktische Leben vorbereitet und den Glauben an Gott geprägt, ist sich Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst sicher. Dabei waren ihre Mutter und ihr Vater sehr verschieden.

Es heißt ja immer, je älter man wird, desto ähnlicher wird man seinen Eltern. Eine zuweilen nicht ganz einfache Vorstellung, wie ich anmerken muss. Denn wenn das bedeutet, dass ich irgendwann all die Marotten übernehme, die mich an meinen Eltern stören...puh...das wird nicht leicht.

Das erste Mal, dass ich feststellen musste, dass an dieser Aussage doch etwas dran sein könnte, war, als ich bei meinen Eltern aus und in die erste eigene Wohnung einzog. Neben den alltäglichen Herausforderungen des Alleinlebens - wie etwa, immer ausreichend Nachschub an Toilettenpapier oder stets frische Lebensmittel im Kühlschrank zu haben - ertappte ich mich dabei, zuweilen die Stimme meiner Mutter im Ohr zu haben: „*Wenn du nach unten gehst, nimm den Müll gleich mit, sonst gammelt er nur vor sich hin*“. Oweeh. Das gefiel mir ehrlicherweise gar nicht. Zu meinem Verdruss begriff ich schnell, dass all die Weisheiten, mit denen meine Eltern mich 19 Jahre lang ungefragt versorgt hatten, wahr sein mussten. Und ich erinnere mich noch genau an dieses wissende Grinsen in ihrem Gesicht, als ich ihnen eben jenes gestand.

Abgesehen von ihren Haushalts-Tipps, die ich dann doch ganz gerne annahm, haben mich meine Eltern mit ihrer Erziehung nicht nur auf das praktische Leben vorbereitet. Sie haben mich auch in meinem Glauben an Gott entscheidend geprägt. Dabei könnten sie nicht verschiedener sein.

Meine Mutter ist in Paderborn aufgewachsen. Bis heute kenne ich kaum einen Ort, der katholischer ist. Und ich darf das sagen, denn ich habe dort studiert. Der Glaube spielte daher im Leben meiner Mutter seit Kind auf eine wichtige Rolle. Der sonntägliche Kirchgang, die regelmäßige Beichte wie auch das Auswendiglernens des Katechismus waren Teil der gut katholischen Erziehung meiner Großeltern. Nun könnte man meinen, dass sie das abgeschreckt oder sogar von Gott entfernt hätte. Aber ich kenne kaum einen anderen Menschen, der so stark in seinem Glauben verwurzelt ist wie sie, beziehungsweise so viel Freude und Kraft darin findet. Ihr Glaube ist ihre Stärke. Und den hat sie an ihre Kinder weitergegeben. Und nicht nur an diese...

Mein Vater war evangelisch und eher frei in seinen Ansichten und Überzeugungen. Als er meine Mutter kennen lernte, war er fasziniert von ihr. Und er wollte mehr über dieses „katholisch sein“ erfahren. Je mehr er sich damit also auseinandersetzte, desto mehr verstand er. Es ging sogar so weit, dass er konvertierte. Nicht für meine Mutter, aber gewissermaßen wegen ihr und wegen dem, was er durch sie und den Konvertiten-Unterricht erfahren durfte. Nichtsdestotrotz war und ist er bis heute ein Protestant. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Er liebt es zu hinterfragen, zu kritisieren und natürlich zu diskutieren.

Schaue ich auf mich und meine Glaubensgeschichte, kann ich nicht anders, als anzuerkennen, dass ich beide Eigenschaften meiner Eltern in mir vereine. Ich bin davon überzeugt, dass ich die Hürden in meinem Leben nur nehmen konnte, weil mein Glaube unerschütterlich ist. Ohne ihn wäre ich nicht da, wo ich heute bin. Gleichzeitig kann und will ich aber auch nicht alles fraglos hinnehmen. Ich habe Gott schon mehr als einmal auf die Anklagebank gesetzt und mich gefragt, warum bestimmte Dinge sind, wie sie sind. Ich habe also die Stärke meiner Mutter und den kritischen Blick meines Vaters.

Ich denke, beides ist wirklich wichtig, um heute Christ in der Welt zu sein. Und wenn ich dadurch meinen Eltern immer ähnlicher werde, tja, dann bin ich ehrlich froh, mich ihre Tochter nennen zu dürfen.

Samstag, 6. Februar

Ich bin mehr!

Es braucht für den Glauben Phasen der Stille, in denen ein Mensch mit sich alleine sein kann, meint Jugendbildungsreferentin Fabienne Torst. Aber derzeit gehe es auch darum, die Eintönigkeit auszuhalten.

In meinem Leben ist es still geworden (*Pause*.) Es fühlt sich ehrlicherweise seltsam an. Ungewohnt. Um nicht zu sagen: leer. Normalerweise bin ich ziemlich ausgebucht. Vor allem beruflich bin ich viel unterwegs. Eine Veranstaltung jagt die nächste. Wie heißt es doch gleich im Fußball? Nach dem Spiel ist vor dem Spiel? Das ist eine ziemlich treffende Beschreibung für die Anforderungen, die an mich gestellt werden. Ist die eine Aktion erfolgreich abgeschlossen, beginnt sogleich die Vorbereitung für die nächste. Der Slogan über meiner Arbeit könnte wie der eines bekannten Baumarkts lauten: „Es gibt immer was zu tun!“.

Fraglos hat sich das in den letzten Monaten entscheidend geändert. Was vorher noch kaum planbar war, ist mittlerweile vorhersehbar. Fast sogar eintönig. Es ist nicht so, dass ich gar nichts mehr zu tun hätte. Mein Alltag hat sich einfach krass verändert. Weder bin ich gerade viel unterwegs, noch kann ich Menschen treffen. Sogar die Abendtermine habe ich so gut wie gar nicht mehr. Musste ich früher abwägen welchen Termin ich noch zusätzlich dazwischenschieben kann, besteht die einzige Herausforderung momentan darin, ob ich ins Büro oder doch an den heimischen Schreibtisch gehe. Diese Situation fordert mich. Denn ich habe sie nicht gewählt.

Für meinen Glauben hingegen war und ist still zu sein schon immer essentiell. Im Gottesdienst, im Gebet, bei Exerzitien – es braucht die Phasen, in denen ich mit mir alleine sein und meine Gedanken hören kann. Im lauten und vollen Arbeitsalltag klappt das nun mal nicht immer so gut. Dann ist die Stille etwas, das ich wirklich genießen kann. Jetzt halte ich sie nur aus.

Manchmal fürchte ich, dass ich mich abgesehen vom Gebet gar nicht mehr mit mir selber beschäftigen kann. Mein Beruf nimmt mich ganz in Anspruch. Er lenkt mich davon ab, dass es genügend Baustellen bei mir gibt, um die ich mich kümmern sollte+. Beispielsweise die Angewohnheit, mich mit Arbeit und Terminen abzulenken. Nämlich davon, dass ich die Dinge, die mir guttun, gerne hinten runterfallen lasse. So war es schon immer. Die Arbeit kommt zuerst, dann ich.

Das ist zugegeben nicht ohne. Es führt regelmäßig dazu, dass ich irgendwann an dem Punkt ankomme, wo ich nicht mehr kann. Irgendwann ist es einfach zu viel. Es ist oft auch keiner da, der sagt: jetzt ist es genug. Das Schlimmste aber ist, dass ich darum weiß und es trotzdem nicht ändere. Immer wieder manövriere ich mich in diese Sackgasse hinein. Denn ich tue es ja für die anderen. Ich bin ja nur da, um anderen zu helfen. „Was willst du, das ich dir tue?“ ist die Überschrift, die ich meiner Arbeit gebe. Ich glaube, es gibt kaum eine bessere Motivation, um in Kirche zu arbeiten. Und gleichzeitig ist es gewagt. Denn du läufst Gefahr dich selbst dabei aufzugeben. Du tust es aus der besten Überzeugung heraus. Du brennst, für das, was du tust. Aber ehrlicherweise sollte ich aufpassen, dass ich dabei nicht verbrenne.

Nun hat Corona dafür gesagt, dass ich nachdenken muss. Ich kann mich nicht ablenken. Ich muss die Eintönigkeit aushalten. Die Tatsache, dass es still um mich geworden ist. Wer weiß, wofür das gut ist. Vielleicht brauche ich diese Pause. Vielleicht brauche ich die Gewissheit, dass ich zwar meine Arbeit liebe, aber das sie auch nicht alles sein kann. Zumindest für mich nicht. Ich bin noch mehr, als die Frau, die für Kirche arbeitet.

